



Am 27. April 1945 wurde in Wien die Wiedererrichtung der Republik Österreich proklamiert, am 9. Mai unterzeichneten Deutschlands Vertreter die bedingungslose Kapitulation und beendeten damit den 2. Weltkrieg

Die NS-Zeit im Zeitraffer von Tagebuchnotizen aus 1938 und 1945

von Erika Mitterer

1938: Wer verzweifelt war, blieb zuhause¹

Wir waren seit einundeinhalb Jahren verheiratet, und ich erwartete mein heißersehntes erstes Kind. Ich war – ebenso wie mein Mann – 32 Jahre alt. Als wir uns 1934 in Kefermarkt begegnet waren, hatte jeder von uns versucht herauszukommen, ob der andere ein „Nazi“ war – denn wir hatten beide schon die Erfahrung gemacht, dass diese Leute (unserer Meinung nach) verbohrte Argumente nicht zugänglich waren, es also keinen Sinn hatte, sich mit ihnen in Gespräche einzulassen. Dass mein neuer Bekannter Sozialist war, störte mich hingegen ebenso wenig wie ihn meine (lebenslang festgehaltene) Parteilosigkeit. Drei Tage nach unserer ersten Begegnung wurde Dollfuß ermordet.

Meine Mutter war Reichsdeutsche gewesen, wie man damals sagte, und ihr Vater, der vor meiner Geburt gestorben war, stammte aus einer hochangesehenen jüdischen Familie, in der es sogar einen preussischen General gab, der mit dem höchsten Orden, dem *Pour le mérite*, ausgezeichnet war. Mein Großvater hatte eine fromm-evangelische Pfarrerstochter geheiratet. Ich war als Kind und später fast alljährlich bei meinen Verwandten in Deutschland zu Besuch, auch nach der „Machtergreifung“ Hitlers. Ich sah Aufmärsche, Plakate, die Zeitungen. Den *Stürmer*! Dass ich gegen diese Propaganda immun war, wird niemanden wundern. Die meisten meiner Freunde waren es auch. Ich hatte vorwiegend jüdische Freunde – noch aus der Schulzeit –, später waren Felix Braun, seine Familie, sein Kreis sowie Theodor Kramer und andere dazugekommen. Wir alle hofften, dass Österreich „standhalten“ würde. Ich klammerte mich an diese Hoffnung, gerade damals, da ich wusste, dass ich ein Kind bekommen sollte. Aber als ich das meiner geliebten ehemaligen Deutschlehrerin – die aus dem Sudetenland stammte und „arisch“ war – im Februar mitteilte, sagte sie: „Dazu kann ich dir leider nicht gratulieren – in dieser Zeit!“ Das machte mich sehr traurig.

Ich will einige Eintragungen aus meinem Kurztagebuch

abschreiben – und bitte zu bedenken, dass wir damals immer wieder vor Hausdurchsuchungen gewarnt wurden, so dass ich mich verschlüsselt ausdrücken musste.

„12. Februar 1938. Nachmittags alle drei Leifhelms da. Fritz (mein Mann) bei einer Friedensvereinigung. Kommt sehr davon angetan zurück. Radio-Meldung: Schuschnigg bei Hitler. Schlechte Träume.“

Mit dem Lyriker Leifhelm war ich seit Jahren befreundet. Er lebte sonst mit seiner Familie in Graz. Er selbst war politisch nicht fixiert, wie ich, seine Frau Sophie leidenschaftliche Sozialistin. Die Tochter Elfi war damals halbwüchsig. Sophie ist 1945, knapp vor der Befreiung, im KZ Ravensbrück gestorben.

„20. Februar 1938. ... abends ‚Dybuk‘ in der Habimah, Praterstraße. Sehr eindrucksvoll.“

Am Tag darauf war die literarische Gedächtnisfeier für meinen Freund und Förderer Ernst Lissauer. Wir dachten alle, er sei rechtzeitig gestorben. Ich saß neben Paula von Preradović, mit der mich eine nahe Freundschaft verband. Am 4. März hörten wir, dass in Graz Maschinengewehre aufgestellt worden seien. Freunde, die dort lebten, beschworen uns, Schuschniggs für den 13. März anberaumter Volksabstimmung nicht fernzubleiben – sie sei unsere letzte Chance gegen Hitler. Wir wussten das auch. Mein Mann hatte längst erkannt, was das kleinere Übel war. Um ein gutes Beispiel zu geben, steckten wir uns sogar das rot-weiß-rote Bändchen der „Vaterländischen Front“ an ... (Die Ratten, die ein sinkendes Schiff betreten ...?)

„5. März: Rede von Seyss-Inquart an die Nazis. Aufregend!“

„11. März: Die Abschiedsworte Schuschniggs: ‚Gott schütze Österreich‘. Arge Nacht.“

„12. März: Leifhelms mit Otto Zoff bei uns. Ganzen Nachmittag am Radio. Hitlers Einzug in Linz.“

Am 13. hätte die Volksabstimmung stattfinden sollen.



Stattdessen standen vor der „Ravag“ bereits deutsche Posten. Abends verkündete das Radio: „Österreich ist ab heute ein Land des Deutschen Reiches. Der Bundespräsident Miklas ist zurückgetreten.“

„14. März: Toben auf den Straßen. Radio hören.“

Wir blieben natürlich zu Hause, wie die meisten, die verzweifelt waren. Wenige Tage später erzählte mir Paula von Preradović, dass die Gestapo im Hause Molden Hausdurchsuchung gemacht und dabei im Schreibtisch Ernst Moldens mein Gedicht *Klage der deutschen Frauen* gefunden hatte – ein flammender Protest aus dem Juni 1934. Er hatte ihn ursprünglich in der *Neuen freien Presse* veröffentlichen wollen, es sich dann aber anders überlegt. Glücklicherweise hatte er meinen Namen getilgt und behauptete nun, er habe keine Ahnung, von wem das Manuskript stamme – eines der vielen, die der Zeitung eingereicht und nie gedruckt worden seien ... Das hat mir und meiner Familie wohl viel erspart.

Große Angst vor Provokateuren

In diesen Tagen sprach mich beim Einkaufen eine Fremde an (wohl weil ich kein Hakenkreuz trug): „Sie gehören doch auch zu uns“, meinte sie. Sie war Jüdin und hatte zu wenig Geld mit für irgendein Dokument oder einen Stempel, den sie in der Stadt besorgen musste. Ich gab ihr, was ich bei mir hatte. Als ich das meinem Mann erzählte, war er entsetzt. Bestimmt sei das eine Provokateurin gewesen! Panische Angst ergriff mich – nach einigen Tagen beruhigten wir uns, da nichts geschah. Die Nachgeborenen werden den Schrecken nicht verstehen können! – Selbstverständlich verkehrten wir weiter mit unseren jüdischen Freunden – bis zu ihrer Auswanderung, die Gott sei dank allen noch gelang. Kramer kam oft zu uns. Aber wenn wir mit Behörden zu tun hatten, haben wir „Heil Hitler“ begrüßt. (Als dann 1944 unsere kleine Tochter in die Schule kam, bereitete ich sie darauf vor, dass dort wohl der „Deutsche Gruß“ gefordert würde. Aber heimkehrend erzählte sie: „Mama, alle haben ‚Grüß Gott‘ gesagt, auch die Frau Lehrerin!“)



Fritz Petrowsky,
Anfang 1939



Erika Mitterer-Petrowsky
mit Töchterchen Christiane,
Anfang 1939

Ein paar Tage lang – nach dem Zwischenfall mit der Fremden – trugen wir sogar ein kleines Hakenkreuz. Bei der Abstimmung wagte ich nicht, „Nein“ zu schreiben, ich hab’ ungültig votiert. Wir waren überzeugt, kontrolliert zu werden. Das war, wie wir später erfuhren, in einigen Wahllokalen der Fall, in anderen nicht. Eine Freundin, die bei uns wohnte, weil sie ihre Arztstelle im Spital aus politischen Gründen verloren hatte (sie war „Arierin“), stimmte mit „Nein“ – und es ist ihr nichts passiert. Ihr gelang kurz darauf die Emigration nach Australien.²

So wurden wir zu „Mitläufern“

Auch wir hatten vorübergehend erwogen auszuwandern, und uns mit einem Vetter in Brasilien in Verbindung gesetzt. Aber als Jurist hatte mein Mann keinerlei Aussichten, und für schwere körperliche Arbeit war er nicht kräftig genug. Also blieben wir im Lande – und wurden „Mitläufer“: Wir wollten überleben. Deshalb schämen wir uns vor den Toten, die es riskiert haben, hingerichtet zu werden – aber gewiss nicht vor den Nachgeborenen, die es ja gar nicht gäbe, wenn ihre Vorfahren Helden gewesen wären ...

In meinen Büchern allerdings habe ich dem „Zeitgeist“ nie Konzessionen gemacht, auch damals nicht. Mein 1934 bei Staackmann (Leipzig) bereits fertig gesetzter Roman *Wir sind allein* ist nicht erschienen, weil ich mich weigerte, einen menschenfreundlichen jüdischen Armenarzt zu „arisieren“.³ Stattdessen brachte der Verlag, dessen Leiter meine Einstellung respektierte, meinen zweiten Gedichtband heraus. Ein Judas-Gedicht erregte das begreifliche Missfallen der SS-Zeitung *Das schwarze Korps*. Glücklicherweise aber nahm man mich nicht ernst, sondern mahnte nur: „Nein, Erikachen, so geht es nicht!“ Geschehen ist mir nichts, auch später nicht, als Österreich ein Land Deutschlands geworden war. Die „Reichsschrifttumskammer“, der jeder Schriftsteller angehören musste, der publizieren wollte, nahm mich auf: Mein Großvater war „rechtzeitig“, nämlich schon als Kind, getauft worden. So erschien 1940, in Hamburg, mein historischer Roman *Der Fürst der Welt* – eine Parabel von der Machtergreifung des Bösen, die vielfach verstanden wurde. Er zeigt die Tragödie unschuldiger Opfer, Bosheit und Feigheit mancher Menschen, aber auch die unausweichliche Schuldverstrickung des einzelnen, der unter der Herrschaft des Terrors zu leben gezwungen ist.



1945: „Ab heute ist das Plündern verboten“⁴

Das letzte Kriegsjahr verbrachte ich in unserem Sommerhaus in Kritzendorf bei Wien, außerhalb der Ortschaft, fast am Waldrand. Mein Mann, als gewöhnlicher Soldat eingerückt, war seit Monaten in der Slowakei stationiert. Ostern 1945 besuchte er uns zum letzten Mal. Es war fast sommerlich warm und unsere Kinder, Christiane sechseinhalb und Martin zweieinhalb Jahre alt, spielten leichtbekleidet im Garten; die Bäume standen knapp vor der Blüte.

Da beunruhigte uns das Gerücht, dass Frauen und Kinder am nächsten Tag evakuiert werden sollten. Aber als mein Mann von einem Erkundungsgang in den Ort mit der Nachricht heimkehrte, dass das Ziel dieser Verschickung völlig ungewiss sei, beschlossen wir zu bleiben. Immerhin hatten wir für die nächste Zeit wenigstens etwas zu essen, hatten Holz im Garten und ein Dach über dem Kopf. Außer den Kindern hatte ich unsere Hausgehilfin Poldi und ihre ausgebombte Kusine Mitzi im Haus. Eine von uns, oft auch zwei, waren in der nächsten Zeit immer um Lebensmittel angestellt; denn noch gab es etwas Milch für die Kinder, Brot und – Seifenpulver! Am 9. April bekamen wir ein letztes Mal Milch, Zucker und Ersatzkaffee, dann sperrten die Geschäfte zu, weil sie leer waren. Nachbarn erzählten, die Russen seien schon in den Nachbarorten Greifenstein und Kierling. Es gab keinen elektrischen Strom mehr, keine Zeitung, man war völlig auf Gerüchte angewiesen. Glücklicherweise war „Sommerzeit“, so gingen wir in der Dämmerung zu Bett und konnten unsere Kerzen sparen. Nachts klang das Artilleriefeuer besonders bedrohlich. Oft kreisten auch sowjetische Jäger über unserem Berg und man hörte Maschinengewehrfeuer. Da unser kleiner Martin darüber sehr erschrak, gingen wir manchmal in den Keller, der zwar wenig Schutz geben konnte, aber doch schalldämmend wirkte.

In den ruhigen Stunden am Tage ließ ich die Kinder auf dem gedeckten Balkon spielen; dort konnte ich sie im Auge behalten und selbst im Garten arbeiten.

Unsere Köchin nähte aus alten Leintüchern zwei weiße Fahnen und am 10. April war es so weit; die Mädchen jubelten: „Wir sind schon eingenommen – unten wehen lauter weiße Fahnen!“ Als unser Nachbar, der vor dem Krieg Bürgermeister gewesen war und es dann bald wieder werden sollte, ebenfalls die Friedensflagge heraushängte, wagten wir es auch – die SS hatte nämlich gedroht, jedes so gekennzeichnete Haus niederzubrennen.

Die Angst vor dem Hunger ...

Aus der Leitung kam kein Wasser mehr, aber wir konnten uns aus einer Quelle auf dem Nachbargrundstück versorgen. Ich

ließ auch die Kinder wieder in den Garten und begann, eine große Wiese umzustecken, um Erdäpfel anbauen zu können. Französische Zwangsarbeiter, die in der Nähe einquartiert waren, beobachteten mich eine Weile – sie hatten sich oft ihren „salade“ und Schnecken auf unserem Grund geholt. „C'est dur?“ fragte mich einer, und dann erklärten sie mir, der camarade, der Landwirt sei, werde mir helfen.

Wirklich arbeitete der stille, kräftige Mann den ganzen Tag neben mir, und ich hatte Mühe, ihm am Abend eine Schachtel Zigaretten aufzunötigen! „Mais non, une suffit“, protestierte er. Eine solche Erfahrung mitten im Niederbruch vieler menschlicher Beziehungen stärkte das Vertrauen in Gott und die Menschen!

So waren vielleicht auch die Russen besser als ihr Ruf?⁵ Eine Nachbarin wusste Beruhigendes zu berichten: Als unten die Panzer einfuhren, seien sie von der Bevölkerung mit weißen Tüchern begrüßt worden und hätten Süßigkeiten ausgeteilt ...

Eines Tages kam eine Nachbarin mit der Bitte, ihr unseren Schubkarren zu leihen: Beim Silbersee würden auf zurückgelassenen Donauschiffen Mengen von Lebensmitteln, besonders Zucker, ausgegeben! Natürlich schloss ich mich ihr an. Bald schon kamen uns Leute entgegen, die Zucker heimschleppten; schwitzend, glücklich, angeregt plaudernd zogen sie mit Säcken und Truhen nachhause wie von einem Volksfest. Es war wie im Märchen, hatte man uns doch Zucker seit Jahren nur dekawise zugeteilt! Erstaunlicherweise ging es bei den drei Schiffen ganz geordnet zu, obwohl es keinerlei Aufsicht gab: man ging behutsam über schmale Stege an Bord, kletterte über Säcke hinweg in den Schiffsrumpf und holte sich dort, was man schleppen konnte. So beladen, war es nicht ungefährlich, über den Steg zurückzubalancieren. Noch bedrohlicher schienen jedoch die pausenlos über uns kreisenden Sowjetjäger im blauen Frühlingshimmel, aber sie gaben keinen Schuss ab! Am Ufer blühten die Bäume, alle Menschen hatten lachende Gesichter, obwohl von der Stadt her der Schlachtenlärm tönte.

Dort war mein Vater, dort waren die Freunde. Aber die Sorge kam nicht auf gegen die Euphorie dieser Stunde. Wenn das Obst im Garten reifte und die Erdäpfel gediehen, und wenn wir nun auch noch Zucker hatten, den man vielleicht gegen Mehl oder Fett tauschen konnte – war dann nicht das Gespenst des Verhungerns gebannt? – Wo aber waren eigentlich die Russen? Die ersten schon in Klosterneuburg, sagte man, und die nächsten noch unterwegs. Nur keinen Alkohol im Hause haben, wurde gewarnt, nüchtern seien sie friedlich.

Am 11. April hieß es dann, die Deutschen hielten sich in Wien nur noch am Donaukanal verschanzt. Die folgen-



de Nacht war furchtbar; Schuss folgte auf Schuss mit Höllengetöse, und vom Balkon aus sah ich Korneuburg brennen und der Himmel über Wien war hell ...

... und die Angst vor unerwartetem „Besuch“

An nächsten Morgen hörte ich zum ersten Mal von Gewalttaten gegen Frauen – und von Plünderungen durch Zwangsarbeiter, meist allerdings in leeren Häusern, deren Bewohner sich in den Westen abgesetzt hatten. Um die Ausländer zu beschwichtigen, wurden sie von nun an bei allen Lebensmittelausgaben zuerst bedient; wir mussten uns durchschnittlich zwei bis drei Stunden um ein Viertelkilo Brot pro Person anstellen, manchmal bekam man auch nur eine Nummer, mit der man am nächsten Tag neuerlich Schlange stehen musste.

Am 14. April kam das Getöse plötzlich aus der entgegengesetzten Richtung: Die Deutschen schossen über die Donau herüber, über uns hinweg. Als ich am nächsten Tag versuchte, das Achtel Milch für Martin zu ergattern, piffen die Kugeln um mich her. Viele Frauen gingen nicht mehr aus dem Haus, sie schickten höchstens noch die Großmütter einkaufen oder verzichteten auf alles. Und nun begann die Periode, während der die meisten Häuser regelmäßig am Abend „Besuch“ bekamen. Doch zeigte sich bei uns noch niemand, wohl weil das Haus etwas abseits von der Straße lag. Das Geräusch splittenden Holzes an den Eingangstüren der Nachbarn gehörte aber bald zu den gewohnten Einschlafgeräuschen und es beunruhigte mich weit mehr als das Artilleriefeuer. Unser Haustor sperrte ich nicht mehr zu: Wer sollte es reparieren, wenn es eingedroschen war? Und ich schlief angekleidet im ebenerdigen Wohnraum, um eventuelle „Gäste“ sofort empfangen zu können.

Seit ich mich – entgegen dem Rat wohlmeinender Nachbarn – entschlossen hatte, um jeden Preis Widerstand zu leisten, fürchtete ich mich weniger. Ich schrieb Abschiedsbriefe an meinen Mann, meinen Vater⁶ und an Freunde, die ich bat, sich der Kinder anzunehmen. Die schwere körperliche Arbeit verschaffte mir meist einen guten Schlaf.

Unser Nachbar hatte sich beim General über die Übergriffe der Truppe beschwert; es wurde ihm die Aufstellung einer mit Legitimationen versehenen „Miliz“ zugesagt und außerdem wurde er selbst als Bürgermeister eingesetzt! So bekam ich nun Nachrichten aus verlässlicher Quelle. Sie klangen freilich nicht gut: der erste Bezirk, in dem unsere Stadtwohnung lag, sei verwüstet, die Stephanskirche ausgebrannt! Aber Leipzig sei schon in der Hand der Alliierten, und so müsse der Krieg bald ein Ende haben. Am 18. April hieß es, wir würden evakuiert, weil die Deutschen vom drüberen Ufer einen neuen Angriff gestartet hätten, Hadersfeld und Greifenstein seien bereits geräumt.

Gelöbnis

von Erika Mitterer

Oh, kehrest du heim, wie will ich dir beweisen,
dass Liebe immer größer werden kann,
wie will ich, kehrest du heim, geliebter Mann,
mein Leben lang nur Gottes Gnade preisen!

Kleinmütig sollst du nimmer mich erblicken,
und von des Tages Sorge nie besiegt!
Dies Herz, das jetzt, allein, nicht unterliegt,
vermag mit dir in alles sich zu schicken!

Was hülf es mir, dass mich der Tod verschmähte?
Du weißt es, Gott, ich nahm ihn willig an –
drum dulde, dass ich um sein Leben bete,

und schützt du meines, gib mir auch den Mann!
O wüsst ich, was ich dir zum Dank gelobe ...
Gib ihn mir wieder! Stell mich auf die Probe!

1945

Auf meinem täglichen Einkaufsgang kam ich an einem Haus vorbei, dessen Gartenpforte mit warnenden Bildsymbolen und einem Verbot in zyrillischer Schrift gekennzeichnet war: Kein Eintritt – Seuchengefahr! Dort lag ein kleiner Bub mit Scharlach und hatte keine ärztliche Hilfe. Aber – seine Mutter war geschützt vor unerwünschten Besuchen ...

Am 23. April bekam ich bei unserem Nachbarn die erste Nummer der *Österreichischen Zeitung* zu sehen. Mit welcher Genugtuung las man in jedem Absatz den Namen *Österreich!*

Am 24. gab es zum ersten Mal etwas Fleisch, zugleich erfuhren wir aber, dass die Lebensmittelvorräte erschöpft seien und Milch von nun an nur noch für Säuglinge ausgegeben werde. Ein neuer russischer Offizier schien unserem Bürgermeister „vertrauenserweckend“: er hatte Lebensmittelsendungen aus Russland in Aussicht gestellt und eine Anzahl plündernder Soldaten erschießen lassen!

Wenige Tage später zeigte mir unser Nachbar die erste Nummer des *Neuen Österreich*, herausgegeben von Ernst Fischer, redigiert von Oskar Maurus Fontana, den ich als Mitglied des Schriftstellerverbandes in der Vorkriegszeit gut gekannt hatte. Schon in der ersten Nummer wurden die demokratischen Schriftsteller zu erneutem Zusammenschluss aufgerufen ...

Erste Erkundung in Wien

Nun beschloss ich, nach Wien zu gehen, meinen Vater im vierten Bezirk und auf dem Weg einige Freunde zu besuchen



und nachzusehen, ob unsere Wohnung noch benutzbar sei. Ich brach am 27. April zeitig auf, vor sieben Uhr traf ich keinen Menschen, erst in Klosterneuburg standen Schlangen vor den Läden, und Russen waren in Wagen und auf Rädern unterwegs; sie beachteten mich nicht. Ein weithin sichtbarer Anschlag erfüllte mich mit heiterer Genugtuung:

Ab heute ist das Plündern verboten!

Obgleich ich mich keiner Illusion über die unmittelbare Wirksamkeit dieser Verfügung hingab, ließ sie mich doch auf ruhigere Zeiten hoffen. Oft denke ich heute an dieses Gefühl der Erleichterung, wenn meine Enkel sich über unseren angeblichen „Polizeistaat“ beschwerten!

In Kahlerbergdorf besuchte ich Anni Freiberg, die Frau des eingerückten Schriftstellers Siegfried Freiberg – sie hatte Schreckliches mitgemacht, die Häuser ringsum lagen in Trümmern, die Russen waren wiederholt plündernd eingedrungen, mehrere Nächte hatte sie im Garten zwischen Sträuchern versteckt zugebracht. Beim Heiligenstädter-Hof (wie der Karl-Marx-Hof damals hieß) wurden alle männlichen Passanten zu Aufräum-Arbeiten dabehalten. Nächste Station machte ich der Osterleitengasse in Döbling bei Paula Molden-Preradović. Ich traf sie auf der Stiege und begleitete sie zu einem Geschäft, wo es Sauerkraut geben sollte: Das könne sie sich nicht entgehen lassen, denn durch ihre wochenlange Haft bei der Gestapo habe sie überhaupt nicht vorsorgen können, und nun hatte sie außer für ihren Mann und ihre alte Mutter auch noch für eine junge Nichte, die bei ihr Zuflucht gesucht hatte, zu sorgen. So erfuhr ich nun erst von ihrer Gefangenschaft und von der Widerstandstätigkeit ihrer Söhne, die ja schließlich zur Verhaftung der Eltern geführt hatte. Die *Wiener Reimchronik* der Dichterin gibt ein gültiges Bild von unseren Erlebnissen und Empfindungen in jenen Wochen ...

Dann wanderte ich weiter in die Josefstadt, um Elfi Leifhelm, die Tochter des Dichters, zu besuchen. Ihr Söhnchen war schrecklich abgemagert, seine Augen glänzten, als habe es hohes Fieber. Den Weg zu meinem Vater unterbrach ich noch kurz in der Redaktion des *Neuen Österreich*, um mich bei Fontana für den neuen Schriftstellerverband anzumelden. Er erzählte mir, dass er für Schweden meinen Roman *Der Fürst der Welt* rezensiert hatte (der ja dort wie in Norwegen als Beispiel inneren Widerstandes aufgefasst worden war).

Nach mehr als zwanzig Kilometern Fußmarsch konnte ich endlich meinen Vater umarmen: Auch er, der nie einen Schutzkeller aufgesucht hatte, hatte die böseste Zeit überlebt. Bei ihm übernachtete ich und kam am folgenden Tag nach einer erholsamen Mittagspause in der Osterleitengasse

bei Paula von Preradović abends todmüde nach Kritzendorf zurück und war dankbar, die jubelnden Kinder umarmen zu können.

Und der Russe nahm die Kinderhand ...

Wenig später bekamen dann auch wir „Besuch“.

Der Bürgermeister hatte mir gerade mitgeteilt, dass Himmler nun auch vor Russland kapituliert habe, als ich die fremden Stimmen von unserem Haus her hörte und die angstvollen Rufe der Mädchen. Ich ließ die beiden jungen Russen eintreten und regte eine „Hausdurchsuchung“ an, um sie zu beschäftigen. Die Kinder schliefen schon, so bat ich, leise zu sein, und wirklich traten sie auf Zehenspitzen ins Kinderzimmer. Trotzdem fuhr Christiane in die Höhe und fragte erschrocken: „Was ist?“ „Ach, das sind die Russen“, sagte ich möglichst ruhig, „die suchen nach Waffen, aber wir haben ja keine.“ Erleichtert sagte sie: „Ach so!“, und dann setzte sie sich auf, streckte dem Näherstehenden die Hand entgegen und sagte freudig erregt: „Grüß Gott!“ Und der Russe nahm die Kinderhand, schüttelte sie fest und hatte Tränen in den Augen ...

Vielleicht hat die Arglosigkeit des kleinen Mädchens, zusammen mit meiner Entschlossenheit, uns damals gerettet?

Die aufgeregten jungen Frauen hatte ich aufgefordert, heimlich zu verschwinden – für sie wollte ich die Verantwortung nicht übernehmen. Die Russen wurden recht böse, als sie das merkten. Sie verlangten Fleisch und Wein, bekamen Tee und Marmeladebrot und blieben stundenlang sitzen. Ich versuchte, ihnen an Hand eines Fotos zu erklären, dass mein Mann, ein einfacher Soldat, keineswegs mit Begeisterung für Hitler gekämpft habe, sondern infolge seines Alters und seiner labilen Gesundheit nur im Hinterland Dienst getan hatte. Wie wir uns eigentlich verständigen konnten, weiß ich nicht, aber es gelang.

Nur sagte der eine, als die Männer mich gegen Mitternacht enttäuscht, aber friedlich verließen, drohend: „Wir kommen wieder!“ – und das taten sie auch, zwei Tage später. Mitzi war in Wien, Poldi versuchte dem Sowjetbürger klarzumachen, dass er das Dienstmädel doch nicht schlechter behandeln könne als die „Gnädige“; sie konnte sich tschechisch mit ihm verständigen. Er nahm sie trotzdem mit ins obere Zimmer, ich hörte sein Schreien und ihr Weinen, aber bald waren sie zurück, und nachher erzählte sie mir, er habe gedroht, sie dafür zu bestrafen, dass sie die Frau mit den Kindern alleingelassen habe und davongelaufen sei! Schließlich aber habe er ihr geglaubt, dass ich selbst sie weggeschickt hatte.

Danach bekamen wir keinen „Besuch“ mehr und am 8. Mai kam die Botschaft vom Frieden!



Die folgende Tagebucheintragung Erika Mitterers zeigt, dass der Kampf ums Überleben mit dem 8. Mai 1945 noch längst nicht zu Ende war:

21.8.45

Heute wieder sechsstündige Radlerei, diesmal zu Freunden von Frau Wiesner nach Langenschönbichl (hinter Tulln), mit dem Ergebnis von 4 1/2 l Milch, und einem halben gleich dort! Obwohl eine Flasche keinen Stöpsel hatte, habe ich alles gut nachhause gebracht, das kühle Wetter war sehr angenehm; um drei Viertel fünf fuhr ich los, um halb zwölf war ich wieder daheim. Unmengen von Russen hab ich getroffen: auf geschmückten Autobussen, zu Fuß, per Rad (zwei waren auch gerade beim Rad-Reparieren, da bin ich besonders schnell vorbeigefahren!) Alles ging gut ab, aber als ich nach Kritzendorf kam, traf ich Frau Führich: „Sind's froh, dass heut nicht oben waren, es war ein großer Wirbel am Berg mit die Russen ...“ Natürlich eilte ich sehr beunruhigt weiter, bis Christiane, die mir entgegenlief, berichtete, dass sie bei uns nicht gewesen waren.

Heute stellt sich heraus, dass ein Russe gestern in der Payerhütte das Radio und noch einiges andere mitgenommen hat! Und während Edith Hager (die Tochter des Besitzers der Payerhütte) heute früh in Klosterneuburg war, um das auf der Kommandatur zu melden, kamen einige andere Russen, Herr Hager bekam einen Tritt in den Bauch, Herr Pongracs, der schwer krank ist, einen Schlag mit der Pistole an die Stirn, Frau Dr. Meier wurde gleichfalls mit der Pistole bedroht, alle aber setzten sich zur Wehr und schrieten laut um Hilfe; Poldi, beim Aufräumen, hört Reifs um Hilfe schreien, schreit ihrerseits weiter zu Rothmeiers hinüber. Herr Reif läuft um den Kommissar, kehrt verhältnismäßig rasch mit diesem und zwei Gendarmen und dem Arzt zurück ... aber die Russen sind natürlich längst davon ...

Der Frau Wiesner, die gerade im Konsum war, teilt irgendeine liebe Seele mit, Herr Hager und ihr Franzl seien erschossen worden!!

- 1 Dieser Essay erschien fast identisch unter dem Titel *Sie gehören doch auch zu uns? Zwischen Protest, Mitfühlen und Anpassung – eine Schriftstellerin erinnert sich an 1938*. In: *Die Presse*, 30.1.1988. Mit Ausnahme von Zitaten erfolgt der Abdruck hier in neuer Rechtschreibung.
- 2 Siehe auch *Unerhört! Der außergewöhnliche Lebensweg der Edith Wellspacher-Emery*. In: *Der literarische Zaunkönig 2/2009* (http://www.erika-mitterer.org/dokumente/ZK2009-2/petrowsky_wellspacher_2-2009.pdf).
- 3 Auf Drängen des Verlags hatte E. M. vorerst versucht, den jüdischen Arzt durch einen „arischen“ zu ersetzen. Da die Geschichte dann aber überhaupt nicht mehr „stimmte“, verzichtete sie auf die Veröffentlichung. (siehe Esther Dür in: *Erika Mitterer und das Dritte Reich*; Praesens Verlag, Wien 2006).
- 4 Dieser Essay erschien unter dem Titel *Ab heute ist das Plündern verboten. Aufzeichnung nach Tagebüchern des Jahres 1945* in: *Literatur aus Österreich*, hg. v. Johannes Twaroch, Heft 235, April 1995. Mit Ausnahme von Zitaten erfolgt der Abdruck hier in neuer Rechtschreibung.
- 5 Erika Mitterer hatte in dieser Frage eine sehr differenzierte Sicht. Im Roman *Die nackte Wahrheit* (Österreichische Verlagsanstalt, Innsbruck 1951, S. 302f) findet sich dieser Dialog:
*„Und die Russen –?“ wagte Martina zu fragen und schenkte ihm dabei die Schale zum drittenmal voll.
 Er zuckte die Schultern; seine Hand legte das Brot fort und trommelte auf den Tisch.
 „Um darüber zu sprechen, müsste man mehr Zeit haben, Tina. Es gibt überall gute und schlechte Kerle – und vor allem: beides in einem! Vielleicht ist es uns nur bei ihnen noch schwerer vorherzusehen, wie sie sich verhalten werden. Man wurde immer neu verblüfft. Durch Schlimmes – und durch Gutes. – Wie war es denn hier, als sie herkamen? Ist dir etwas geschehen?“
 „Nein“, sagte Martina, „mir selbst nicht. Aber es war furchtbar, Robert! Es war wochenlang furchtbar!“
 „Wenn du wüßtest“, sagte Robert und stand auf „was sich unsere Leute in Rußland geleistet haben! Und wie die russischen Städte, die russischen Dörfer ausschauen, noch heute! – Aber das darf man hier wahrscheinlich gar nicht sagen ...“*

6 Der Text lautet:

15. IV. 45

Mein geliebter Paps,
 ich sage Dir Lebewohl für den Fall, daß ich die nächste Zeit nicht überlebe. Ich wäre nicht Deine Tochter, wenn ich dem, was die Menschenwürde verletzt, nicht Widerstand leisten würde. Für meine Kinder vermag ich dann freilich nicht mehr zu sorgen. Vielleicht können sie später zu Frau Anna Ehm, (bisher in Bad Brodersdorf [?], Burgenland), wenn diese noch Zöglinge annehmen darf. Dies würden Fritz und ich sehr begrüßen, da wir diese Frau auf Höchste schätzen. Zunächst wird sich ihrer Martha Fabian. II. Kurzbauerstraße 5, gewiß annehmen, – wenn sie lebt.
 Vielleicht hat Elfi Leifhelm mit ihrem Kind alles gut überstanden und kann herausziehen; auch sie besitzt mein vollstes Vertrauen. (Josefstädterstraße 81 II 2).
 Ich habe wenig Hoffnung, daß Fritz wiederkehrt. Wenn es der Fall ist, so sag ihm, daß er Dein Kind ganz und vollkommen glücklich gemacht hat.
 Ich danke Dir, mein lieber Paps, für Deine Liebe und all das viele Gute, das Du an uns getan hast!
 Erika